



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kerschbaum, Hans: Ein Kärtner Kirchtag

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

periment machen. Aber an den Bildern und der ganzen Erscheinung des kleinen Kunstwerks kann jeder seine Freude haben. Auch der buntbedruckte Umschlag und die Heftung sind sehr apart, wenigstens für solche, denen diese exotischen Leckerbissen nicht täglich vorkommen.

Am Schlusse unsrer Übersicht möchten wir noch ein gutes Wort für unsre deutsche Sprache einlegen. Unsre Leser werden in unsern Mitteilungen keine Absonderlichkeiten bemerkt haben, weil wir uns möglichst der allgemein üblichen Ausdrucksweise zu bedienen suchten. Würden sie aber z. B. ohne weiteres verstehen, was „die Gotisch“ bedeuten soll, oder „die Altdeutsch“? Es ist eine Analogiebildung nach „die Antiqua,“ aber gewiß keine notwendige. Das sind nur zwei Einzelheiten aus vielen. Wenn jeder Fachkreis, von den Juristen angefangen, in dieser Weise an der Sprachbildung weiter arbeitet und all dieser Spezialistenjargon dann allmählich in den großen Sprachkübel ausgeschüttet wird, aus dem wir alle gespeist werden: wieviel Wustmänner werden dann in einigen Jahren zur Durchfiltrierung nötig sein?



Ein Kärntner Kirchtag



irchtag! Es hat gewiß nicht jeder eine richtige Vorstellung davon, was ein Kirchtag für das Dorfvolk bedeutet, welchen Schatz von Lust und Freude dieses einzige Wort in sich schließt. Der Städter hat in der Regel eine schlechte Meinung von den Kirchtagen; er denkt dabei gewöhnlich an einen derben Bauern Tanz mit solenner Prügelei. Mitunter mag dies schon seine Richtigkeit haben, aber im Alpenlande Kärnten, wo man die interessantesten und originellsten Kirchtage von ganz Österreich antrifft, ist die Kirchtagsrauferei völlig unbekannt. Ist dies allein schon eine bemerkenswerte Eigenschaft der Kärntner Kirchtage, so unterscheiden sie sich von der gewöhnlichen Art Kirchweihfeste auch noch durch ihre zünftigen Gebräuche aus der Väterzeit.

Im Kärntner Oberland zeigt der Kirchtag als das Hauptvergnügen des Kalenderjahres das Gepräge gewisser Behäbigkeit, die sich in vielen Dörfern aus der Zeit erhalten hat, wo das Handwerk noch einen goldnen Boden hatte, und der Bauernstand in seiner Blüte war. Damals gab es noch mehr wohlhabende Besitzer als gegenwärtig, wo gerade in Kärnten die Landwirtschaft daniederliegt. In den Orten, wo noch etwas Wohlstand besteht, trifft man auch heute die interessantesten, mit alten Volksbräuchen verbundenen Kirchweihfeste an. Da kommen die Leute noch in der charakteristischen, farbenreichen Tracht des Alpenvolks: die Männer im langen Schoßrock, gewiß meist noch in dem Rod, den sie vor vierzig, fünfzig Jahren zur Hochzeit getragen haben; in der kurzen Lederhose, in der sie das silberbeschlagene Gebreide tragen; in dem grünen Trüchl mit dem halben Hundert silbernen Knöpfen, mit dem breiten gestärkten Gürtel um die Lenden, auf dem Gürtel den spitzen „Wolfenstecher“, und an den Beinen die grobnähtigen Bündschuhe. Da sieht man die Weiber im blutigen Kittel, mit breiter schwarzer Seidenschürze und

mit der kostbaren Goldhaube. Und die jungen Mädchen — ein wahres Farbkästlein, an dem jeder Maler seine Freude haben würde! Da kommen die Burschen in der bekannten grünen Alplertracht mit der nie fehlenden „Schneid“ auf dem Hüttlein, unternehmend und verwegen, unwiderstehlich für die pudrigen „Diandlan.“ Bei der Verarmung des Bauernstandes in den Alpenländern wird dieser herzerquickende Anblick leider immer seltner.

Die Hauptaufgabe an der Kirchtagsfeier kommt dem jungen Dorfvolke zu, und die Burschen treffen die notwendigen Vorkehrungen schon einige Zeit vor dem Feste. Acht Tage vor dem Kirchtag, am Sonntag nachmittag, gehn die Ortsburschen zum Wirt, bei dem sie „zusammenhalten,“ das heißt, wo sie am „Kirchtagsonntag“ mit ihren Diandlein erscheinen werden, um zu zechen und zu tanzen. Dies wird dem Gastwirte bekannt gegeben, was die Burschen das „Kirchtagsandingen“ nennen. Der Wirt weiß schon, was er zu thun hat: er stellt den Burschen ein paar Liter Wein vor, und je mehr Burschen bei ihm zusammenhalten, umso mehr freut es ihn, denn das ist eine besondere Ehre für ihn, weil es von seiner Beliebtheit unter den Dorfburschen zeugt. Bei dieser Gelegenheit wählen die Burschen aus ihrer Mitte ein Oberhaupt, dem es obliegt, dem Kirchtag den richtigen Anstrich zu geben. Dieser Bursche heißt der „Zechmeister.“ Er muß nicht nur ein fiderler „Kampl“ sein, sondern er soll sich auch durch ein hübsches Äußere auszeichnen; vor allem aber muß er sich im Dorfe der allgemeinen Sympathie erfreuen, damit er für den Kirchtag viele Anhänger gewinnt. Das Zusammenhalten der „Zechburschen“ ist deshalb seine erste Aufgabe. Ein tüchtiger Zechmeister hat immer viel Burschen um sich.

Am „Kirchsamstag,“ das ist der Sonnabend vor dem Feste, wird schon eine Vorfeier gehalten. Um sechs Uhr abends spielen ein paar Musikanten beim Wirt auf, und der Gastgeber läßt den Zechmeister „hochleben“; dieser macht im Vereine mit der Musik dem Wirt das „Hofrecht.“ Dann zieht der Zechmeister mit den Spielleuten von Haus zu Haus durchs Dorf, um die Zechburschen „abzusuchen.“ Vor dem Hause spielt die Musik lustige Weisen, wozu der Zechmeister Lieder „aufgiebt.“ Dem Bauern, der Bäuerin, den Kindern und den Dienstboten wird das Hofrecht gemacht, indem der Zechmeister ihnen allen zutrinkt, sie hochleben läßt und die Spielleute einen Tusch darauf spielen. Dies ist gleichsam die Einladung zum Kirchtag.

Vor den Leuten legitimiert er sich auf folgende Weise:

Bin a lustiger Bua,
Bin mein Vatern nachtratn,
Bin allweil gern gessn
Mit dö Diandlan im Schattn.

Und von den Freuden des Kirchtags singt er:

Wann i in Sunntag afn Kirchtag geh,
Seß i af mein grüan Huat.
Umatum Buschn und Bandlan draf,
Daß glei alls funkeln thuat.

Hat der Zechmeister eine Anzahl seiner Lieder aufgegeben, so geht er ins Haus und holt die Burschen heraus. Die Mädchen kommen auch zum Vorschein, und dann werden ein paar Stücke vor dem Hause getanzt. Der Bauer und sein Weib bewirten das junge Volk mit Krapfen, Reindling, Wein, Most und dergl.; den Rest des Nachwerks binden sich die Musikanten ins Tuch. Die Burschen müssen hier gleich dem Zechmeister bestimmt versprechen, daß sie am Sonntagmorgen zum „Kirchenziehen“ erscheinen. Giebt einer sein Versprechen, der nachträglich „abspringt,“ das heißt wortbrüchig wird, so wird er von den übrigen Dorfburschen

nie mehr gut gelitten. Treffen sie ihn nach dem Kirchtag auf der Gasse, so jagen sie ihn nach Hause; aber solche Fälle sind sehr selten. So gehts von Haus zu Haus, überall wird Hofrecht gemacht, Lieder werden aufgegeben, es wird gezecht und getanzt, und die Zahl der Burschen wächst immer mehr an, bis endlich in später Abendstunde die fröhliche Schar in Begleitung mehrerer Mädchen zum Wirt zurückkehrt, wo in der Gaststube bis zwölf Uhr getanzt und gesungen wird. Der Wirt läßt für seine Zechburschen manchen Freitrunk aufmarschieren, was der Stimmung gewiß keinen Eintrag thut!

Ob die Burschen um Mitternacht alle ihre eignen Lagerstätten auffuchen, kann so genau nicht nachgewiesen werden. Manches übermütiger Zauchzer verhasst in der Kirchsamstagsnacht.

A Sprung über d' Gassen,
A Zuchzer drauf,
A Klopfer ans Fensterl:
Diabs Diable, mach auf!

Wer könnte hinter die Geheimnisse der Kirchsamstagsnacht kommen! Sie ist die herrlichste Nacht im ganzen Jahre — so behaupten es die Burschen. Aber wer da meinte, daß sich auch nur ein einziger von den Zechburschen verschliefe, der müßte sie nicht gut kennen. Die Leute liegen noch in den Federn, und die Burschen sind schon wieder fleißig am Werk. Sie haben kaum zwei Stunden der Ruhe gepflegt, und nun sind sie draußen auf dem grünen Wiesenanger und laden die Böller. In prasselndem Feuer liegt die glühende Eisenspiße, dann zuckt sie von Ränder zu Ränder, fünf- und zehnfach kracht es hintereinander, und in die Berge und Wälder hinein rollt ein donnerndes, brausendes Echo! Das war der erste Gruß, der den Festtag verkündete; dann legen sich die Buben auf den Rasen hin. Wenn das goldige Sonnenlicht über die Berge schimmert, und das „Grußläuten“ in den taufriichen Sommermorgen hinausklingt, dann sind die Mörser schon wieder geladen und donnern zur Ehre Gottes abermals in die Berge hinein, den Leuten Botschaft bringend von der Festtagsfreude.

Um die siebente Morgenstunde stehn die Zechburschen in Wids und Glanz beim Wirt; die Morgenluft und die Arbeit haben sie hungrig gemacht und nicht minder auch durstig. Jetzt kommt ein gemeinschaftlicher Imbiß, den der Wirt zum besten giebt. Die Musikanten sind auch schon wieder dabei. Burschen und Spielleute erhalten vom Wirt ein frisches Blumensträußchen ins Knopfloch, und die Mädchen haben ihren Herzliebsten die Hüte mit Rosen und Gartenblumen förmlich bekränzt. Es kommt ganz darauf an, welcher Beliebtheit sich der Bursche unter den Dorfschönen erfreut, umso reichlicher fällt die Sträußchenspende aus. Der eigentliche Kirchtag nimmt nun seinen Lauf. Vorher noch zahlen die Burschen das „Zechgeld“ zusammen, das der Zechmeister in Verwaltung nimmt. Die Höhe des Geldbetrags entspricht dem Vermögensstande eines Bauernburschen, bis zu drei Gulden kann jeder leisten.

Beim Kirchengiehen ist auch der Wirt dabei, der beim „Opfergang“ um den Altar herum mit dem Zechmeister an der Spitze geht. Unter den Klängen der unvermeidlichen Musik ziehn hernach die Burschen wieder aus der Kirche und erwarten ihre Mädchen, denn nun hebt gleich ein flotter Tanz auf dem Kirchplaze an, daß der Staub davonwirbelt. Eine Stunde wird hier der Lustbarkeit gehuldigt. Die Burschen bewirten die Mädchen unterm Zeltelstande mit süßem Met und Lebkuchen und singen zusammen ein paar selbstestudierte Kärntner Liederchöre; auch verschiedene lustige Spiele giebt es, wie das „Tafelhaden“, das „Zeltel-abheben“ usw. Den Mädchen, die vor der Kirche zum Tanze geführt werden, gilt dies als besondrer Vorzug.

Der Wirt hat sich unterdessen davongemacht, um seinen Kirchtagsgästen einen würdigen Empfang zu bereiten. Die fröhliche Schar der Burschen und Mädchen, die in verschiedenen Kärntner Volkstrachten erscheinen, zieht mit den schmetternden und flötenden Spielzeugen der Dorfzeile entlang und kehrt unterwegs noch bei einem wohlhabenden Besitzer, mit dem sie es wegen seiner bekannten Freigebigkeit besonders „gut“ meint, ein, um ihn noch tüchtig anzufingen und anzublasen, wodurch sich der Bauer sehr geschmeichelt fühlt und die Burschen großmütig bewirtet. Die rastlosen Musikanten binden den Rest wieder in ihr Sacktüchel. Der Zechmeister, der hier allein das Singen oder Viederaufgeben zu besorgen hat, läßt seinen geradezu unerschöpflichen Viederborn fließen, singt Spottliedeln, daß den Leuten, die er sich zur Zielscheibe ausersehen hat, die „Gallbirn“ aufsteigt, und die Leute, die es nicht angeht, lachen rechtschaffen drauf. Die „Dianblan“ kommen oft schlecht weg dabei, denn mitunter spricht der Bursche eben nicht durch die Blume. Zahmerer Natur sind freilich wieder andre seiner Lieder; so ist es wohl nur ein Scherz, wenn er singt:

An aufrichtigs Dianble
Kann i neamer befragn;
Und i glab, es hat alle
Der Schauer befraglagn.

Doch auch von der holden Liebe süßer Minne versteht er zu singen, wie z. B.:

O du herziges schöns Dianble,
Wia stellst es denn an,
Daß die Liab aus deine Auglan
So grufelan kann?

Ehrenhalber holt der Zechmeister die Haustochter oder die junge Bäuerin heraus, um mit ihr zu tanzen; während dieses Tanzes, der sehr kurz währt, dichtet der Zechmeister aus dem Stegreif ein Liedchen auf irgend eine Person oder sonst etwas. Die Musik spielt die Weise nach, wozu wieder getanzt wird, was sich lange so wiederholt. Nach einem Gesamtchor schwingt der Zechmeister seinen Hut mit einem: „Dank shean, Frau Muatta!“ was der Frau des Hauses gilt, dann ziehen sie wieder von dannen, dem Wirtshause zu. Der Wirt steht mit der bekränzten „Burschenflasche“ voll Wein und einer Anzahl Trinkgläsern vor der Thür, um dem Zechmeister das erste Glas zu reichen; dieser tritt aus dem Kreise der Zechburschen, hebt das Weinglas und spricht: „Unser Wirt soll leben — hoch!“ Die Musikanten spielen einen Tusch darauf, dann gilt der Trunk der Wirtin in derselben Form. Die ganze Familie läßt man hochleben bis zu dem Dienstpersonal, und dann werden wieder Lieder aufgegeben, und die Mädchen müssen zum Tanz herbei. Die Burschenflasche kreist munter die Runde ab, und daß dabei die Burschen ordentlich in Stimmung kommen, ist nicht zu bezweifeln.

I hab mei Lebtag ka guat gethan;
I habs a no net im Sinn.
Siagts mir a jeder af die Federn an,
Was fra Vogl i bin.

So singt einer, und der andre:

Lippitzbach, Lippitzbach
Is ka Thal, is lei a Grabn:
Is a sheans Dianble drin,
Das mecht i habn.

Die Musik spielt die Weise nach, wozu ein Stückchen getanzt wird. Die Lustbarkeit wird auf dem Tanzboden fortgesetzt; die Zechburschen haben ihren eignen

gedeckten „Burschentisch,“ wo sie gemeinschaftlich mit ihren Tänzerinnen von der bekränzten Weinflasche zechen. Auf dem Tanzboden steht es nun jedem frei, Lieder aufzugeben, so viel ihm einfallen. Bei der bekannten Sangeslust des Kärntners kann man annehmen, daß ein förmlicher Liederregen losbricht; jedoch vollzieht sich auch das Aufgeben der Lieder in bestimmter Ordnung. Nach einer kurzen, passenden Tanzweise beginnen die Tanzpaare eine Promenade im Kreise, und der vorderste Bursche macht mit dem Singen den Anfang. Er singt nur ein Lied, das die Musik nachspielt, wozu wieder getanzt wird; ist der Tanz zu Ende, so legt der zweite los, und so geht es weiter. Damit die Sache jedoch nicht eintönig wird, werden die Lieder in verschiednen Weisen gesungen, z. B.:

Wer da Tänz kann,
Giebt Tänz an,
Wer a Geld hat,
Zahlt aus,
Wer a Diandl hat,
Kann tanzn,
Wer kans hat,
Bleibt z' Haus.

Der zweite singt:

Diandl, geh, tanz mer amal,
Drahmer uns um in Saal,
Lahn di nur an an mi,
Bins ja glei i!

Der dritte:

Ban Tanzen is lusti,
Ban Aufgöbn is toll,
Und i wuß no Liadlan
An Buckforb voll.

Eine gewisse Zungengeläufigkeit ist bei dem folgenden nötig:

Is a figgrisch scheans Diandl,
Hat saggrisch scheane Schuah,
Sie thuat figgrisch schean tanzn,
I schaug saggrisch gean zua.

Ein Ende muß nun einmal auch das Niedereaufgeben haben, darum singt einer:

Tanzen und prahln
Und de Spielleut nix zahl'n,
Von de Liadlan abgehn
Können d' Spielleut nit lehn.

Der Liedertanz währt bis zwölf Uhr mittag, dann werden die Zechburschen mit der Musik heimgeleitet, wo ihrer ein feister Kirchtagsbraten wartet. Kirchtags giebt es nämlich bei jedem Bauern frischen Schweinebraten nebst verschiedenem Backwerk, wie Schmalztrappen, „Nigelan“ u. dergl.

Haben sich die Leute ordentlich sattgeessen und den Weinkrug, den der Bauer aufgetragen hat, leergetrunken, so richten sie sich wieder zum lustigen Kirchtagsleben zurecht, das nun bald nach Mittag anhebt. In Wein, Weiß und Gesang gipfelt das Treiben. Die eine Hälfte des eingezahlten Zechgeldes wird am Sonntag gemeinsam am Burschentisch verjubelt, wobei die Zechburschen mit ihren meist recht klangvollen Stimmen noch manch schönes Lied zusammen singen. Die Nacht wird durchgetanzt, und am „Kirchtmontag“ in der Frühe spielen die Musikanten die Burschen mit den Mädchen nach Hause.

Wer nun meinte, daß der Kirchtag damit zu Ende wäre, würde sich sehr irren. Einmal ein wenig heimgehn und den wüsten Kopf ordentlich unter das

Brunnenrohr stecken, daß das frische Wasser über und über fließt, dann eine trockne Pfaid, und hernach soll den Buben einer fragen, ob er gesund ist! Nach einer Weile sitzt er wieder beim Wirt, und all die andern sind auch wieder da; mit der Muß wird abermals von Haus zu Haus gegangen, vor jedem Hause getanzet, gesungen und getrunken. Die Bäuerin kommt wieder mit der Krapsenschüssel und dem Reindling, und schließlich bedankt sich der Zechmeister für die Bewirtung und für das „Burschenleihen“ und bittet diese für die Fortsetzung des Kirchtags beim Besitzer aus. Singend und voll neuer Lust ziehn die Burschen mit den Mädchen durchs Dorf und dem Wirtshaus zu. Und damit nun alles wieder ins richtige Geleise kommt, setzt sich der Zechmeister einmal hin und macht Rechnung mit dem Wirt, um darüber ins reine zu kommen, was schon verzehrt wurde, und was der Zechfonds zu leisten noch imstande ist. Im weitem spricht der Zechmeister aufmunternde Worte an die Burschen, damit sie getreulich auch noch diesen Tag aushalten mögen. Jeder erhält bei dieser Gelegenheit ein paar Cigarren, damit die Sache einen „Schick“ hat, dann hebt der Kirchtag von neuem an, denn die Kärntner Kirchstage dauern zwei, mitunter drei Tage. Es ist gewiß keine leichte Aufgabe und besonders für den Zechmeister, von Sonnabend bis zum Dienstag bei Humor zu bleiben.

Die Sonne scheint schon wieder zu den Fenstern herein, die Buben verlöschen die Lichter und drehn dem lustigen Bruder Kirchtag mit einem „Steirischen“ den Kragen um. Sie sind kirchtagsfett bis auf den schwindluchtigen Geldbeutel; ob sie jetzt heimgehn sollen oder sonst was beginnen, darüber sind sie noch nicht recht einig.

He, Buahmen, gehmers ham,
Was nuzt das Umerlahn,
Was nuzt das Umerstehn?
Ham muah mer gehn.

Diesen Vorschlag macht einer, doch ein zweiter ist anderer Meinung:

Ham gehmers no nit gschwind,
Bis nit der Mondschein kimmt,
Ham gehmers morgn fruh
Oder gar nia.

Doch die Sache hat nun schier den Boden verloren, also:

Frau Wirtin, machts Rating,
Wia viel kimmt af an?
's Diandle is schlafrig,
Gang gern ham.

So ist es denn Ernst. Ein wenig schwankend, das Hütl sitzt nicht mehr ganz sicher auf dem vollen, schweren Haupt, und die Auglein wollen das Sonnenlicht nicht vertragen — so verlassen sie das Wirtshaus, wo sie schier heimisch geworden waren. Die Spielleute — auch nicht mehr ganz munter — spielen sie heim, doch:

Nur schean langsam und stad,
Wie der Bergabua mahd,
Und schean langsam gezogen,
Daß de Feszen seind gsfogn!

Das ist die Erinnerung an die kreuzlustige Kirchtagszeit! Und auf diese Weise wird der Kirchtag gefeiert auf der Fellsch, in ähnlicher Weise auch anderwärts; in Unterkärnten sind sie einfach und ohne besondere Eigentümlichkeit, im Oberlande dagegen prunkvoll und mannigfaltig in ihren Burschenbräuchen. Im Unterlande wird häufig arg geraust, was man in Oberkärnten mit peinlichster Sorgfalt vermeidet.

Die Gailthaler Slowenen tanzen am Kirchtag unter einer breitstädtigen, schattigen Linde (St. Stephan) oder verbinden andre Spiele mit dem Kirchweihfeste, wie in Feistritz an der Gail das „Kufenstechen“ am Pfingstmontag.

Hans Kerschbaum



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Niezsche und andre. Darf es gewagt werden, ihn, den unvergleichlichen, mit andern zusammen zu nennen — mit andern, die sich in dem Zauber des Stils mit ihm messen dürfen, ihm vielleicht unbewußt das Muster dargeboten haben; und mit noch andern, die sein eigenstes, sein wesentlichstes als eine Art Sklaverei, mindestens als ein Gefangensein in einem Fallstrick für nicht größte Geister vorausgesehen und klar ausgesprochen haben? Beides hat mir wenigstens an der sonst vortrefflichen Monographie von A. Niesel in der Frommannschen Sammlung von Klassikern der Philosophie gefehlt. Wie sich gebührt, feiert Niesel in Nietzsche auch den „Künstler“ des Stils, der ein gut Teil modernster Schlagwörter geprägt und mit Erfolg an die Börse gebracht hat. (In Heft 8 der Grenzboten wird er mit Heise und Loge verglichen und nur mit diesen vergleichbar genannt.) Zwar mit seiner von Niesel angeführten Stilregel wird er nicht viel Schule machen: „Man muß alles — Länge und Kürze der Sätze, die Interpunktionen, die Wahl der Worte, die Pausen, die Reihenfolge der Argumente — als Gebärden empfinden lernen“ — „der Stil soll leben.“ Es ist eine heikle Sache um solches Müßigen und Sollen. Aber unmittelbare Nachahmer seines Stils, bewußte und unbewußte, wird er vielleicht bekommen, wie einst ein anderer Sprachgewaltiger sie in Menge bekommen hat: Jean Paul. Und gerade diesen, von dem man das Verb Jeanpaulisieren zu bilden für nötig fand — wird Nietzsche diese Ehre zu teil werden? —, hat Niesel neben Nietzsche zu stellen unterlassen; mit wieviel Recht oder Unrecht, das mag aus folgendem hervorgehn. Von den vielen Beispielen, die Niesel als Belege für die Sprachkünstlerschaft Nietzsches anführt, sei zunächst der Aphorismus mitgeteilt, worin er „erlesene sprachliche Schönheit“ findet: „Ach, immer nur das (läßt sich schreiben), was eben weß werden will und anfängt, sich zu verriechen! Ach, immer nur abziehende und erschöpfte Gewitter und gelbe späte Gefühle! Ach, immer nur Vögel, die sich müde flogen und verflogen, und sich nun mit der Hand haßchen lassen, mit unsrer Hand! Wir verewigen, was nicht mehr lange leben und fliegen kann, müde und mürrische Dinge allein! Und nur euer Nachmittag ist es, ihr meine geschriebnen und gemalten Gedanken, für den allein ich Farben habe, viel Farben vielleicht, viel bunte Zärtlichkeiten und fünfzig Gelbs und Brauns und Grüns und Rots — aber niemand errät mir daraus, wie ihr in euerm Morgen ausfahet, ihr plötzlichen Funken und Wunder meiner Einsamkeit, ihr meine alten, geliebten — schlimmen Gedanken!“ — Einer impressionistischen Skizze vergleicht Niesel folgende Stilprobe: . . . „zur frühen Stunde, da der Eimer am Brunnen klirrt, und die Rosse warm durch graue Gassen wiehern.“ Hierneben setze ich statt vieler zwei Proben aus dem Siebenkäse: „Dieser Ruhreigen weckte auf einmal wieder seine rosenrote Kindheit, und sie richtete sich auf, trat himmlisch vor ihn hin und sagte: Schau mich an, wie schön ich bin, wir haben zusammen gespielt; ich habe dir sonst viel geschenkt, große Reiche und Wiesen und Gold und ein schönes, langes

Grenzboten II 1901

6